

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1913

256 (19.9.1913) 2. Blatt

Literatur und Wissenschaft.

Wertvolle Erzählungskunst.

G. T. Man beklagt sich oft und wundert sich wenigstens ebenso vielfach über den Umfang, den die „schöne Literatur“, namentlich auf erzählerischem Gebiete, seit ungefähr anderthalb Jahrhunderten in immer steigendem Maße genommen hat, beklagt und wundert sich besonders über die Fülle von minderwertigem, ja Wertlosem, das den Büchermarkt der neuen Zeit geradezu kennzeichnet. Diese Tatsache, daß schlechte Bücher in solchen Mengen und unentwegt im Licht der Öffentlichkeit sich breit machen, ist jedoch eigentlich nicht gar so sehr verwunderlich, sollte jedenfalls nicht so auffallen wie die andere Tatsache, daß gute Bücher in so fast erschreckender Zahl auftreten, daß von dem Bistum bunt betitelter Makulatur so sehr viel Vortreffliches gefordert werden kann und den Anspruch ernsthafter Würdigung und breiter wie tiefer Wirkung mit Recht erhebt. Das Belanglose tritt schon von selbst von der Bühne der Kultur zurück, und den Zeitbetrachter sollte der Umfang des wertbaren Schaffens vor allem zu denken geben, denn von ihm sind weitere Schlüsse auf das geistige Niveau der Zeit und seine mögliche Folge zu tun, was nicht unbedingt optimistisch aufzufassen ist, als von dem Bedeutungslosen aus — hier aber soll nur auf die tiefere Genießbarkeit einiger neuer Bücher hingedeutet werden, die alleamt eine eigene Lebenskraft besitzen und deshalb in den vordersten Reihen der neuzeitlichen unterhaltenden Dichtwerke stehen und entsprechend mitgezählt werden müssen.

Allerdings handelt es sich in diesem Falle zum weitaus größten Teil um die neuen Werke solcher Autoren, welche die Bedeutung ihrer dichterischen Existenz schon früher dargetan haben. So ist E. G. Kolbenheyer durch seine beiden vorzüglichen historischen Romane und „Montsalvado“ bei einem geistig regen Publikum längst bekannt und geschätzt, denn er verbindet starke künstlerische Fähigkeiten mit einem großen Reichtum selbständigen Denkens. In seinem jüngsten Buch „Alababam“ (Georg Müller Verlag, München) hat er das Gebiet der Novelle betreten, indem er drei Geschichten aus der Gegenwart erzählt. Auch hier zeigt sich der enge Zusammenhang, der Geist und Kunst in der Produktion Kolbenheyers verknüpft. Die drei Schicksale, die er darstellt, sind geistige Schicksale, und ihre Darstellung selbst ist eine höchst künstlerische, was unterschiedslos allenthalben zu bemerken ist. Sei das epische Objekt Leben und Ende eines Autodidakten, Symbol des inneren, wahrhaften Strebens nach Erkenntnis inmitten einer äußerlichen, unwahren Umgebung, seien es die religiösen Zweifel eines einfältigen Herzens abgestandenem Dogmatismus gegenüber, die Tragik der Einfachheit in komplizierter Atmosphäre, sei es endlich der Selbstbetrug des absolutistischen Logikers, die Gefahren einer bloß intellektuellen Moral, immer sind die Ereignisse der sichtbaren Wirklichkeit kongruent, unverzerrt, zum Selbstdenken anregend und der Form in eigener Weise genügend, ohne doch einzig artistisch zu ergötzen, sonach vor allem eine Reiz für geistige Menschen und am wenigsten etwas für faule Genießer. Und über allem liegt ein leiser humoristischer Schimmer, das Rätheln des Philosophen gebreitet, der im Durchschauen des irdischen Glends über dieses Glend und seine kleinlichen Phänomene hinausgekommen ist. Und das Ganze fügt sich wunderbar zusammen: das heißt einmal ein eigener, dem Leben abgelassener Stil, denn es wächst aus jeder Begriffsverbindung Bildliches über die Worte hinaus und erstet in Raum und Zeit vor den anschauenden Augen des Lesers, der es nicht mehr vergißt.

Weniger persönlich, aber darum nicht weniger fesselnd und ansprechend ist der kleine Roman „Das Wirtshaus zum König Przemysl“ (R. Staackmann Verlag, Leipzig) von einem Erzähler, der ebenfalls kein Unbekannter mehr ist, und auch von einem Österreicher, nämlich Karl Hans Strobl. Frisch, wie es ist, ohne stilistische Zinessen noch sonstige ästhetische Umschweife ist hier das Leben zum Ausdruck gekommen, und wenn etwa eine Eigentümlichkeit des Autors gefordert zu empfinden ist, so ist es seine erzählerische Lust und Unbefümmtheit, welche den Gegenstand wahr und lebendig zur Spiegelung bringt. Es ist die Liebesgeschichte eines böhmischen Mädchens und eines deutschen Studenten in Prag zur Zeit der Unruhen, doch ohne jede sentimentale Romantik und ohne jeden übertriebenen Naturalismus dargestellt, dichterisch und nochmals dichterisch. Denn es ist die Vision eines Schicksals, das in dem Tumult häßlicher Begebenheiten beklagenswert sich vollendet, und wächst hinauf zu einem dichterischen Protest gegen die Selbstherrlichkeit minderwertiger Rassen mitten im Kulturleben Europas. Dieses Buch ist geeignet, den guten Klang des Namens K. S. Strobl zu verstärken und legt die Vermutung nahe, daß es starken Beifall finden wird.

Wesentlich stiller geht es in dem Roman zu, mit welchem Ottomar Enking seine lebenswürdige Produktion fortsetzt. Wesentlich stiller: ein zunächst etwas dürftig wirkender Horizont wölbt sich über den von

manchmal stidiger Luft erfüllten Lebenskreisen, die in diesem „Matthias Ledebus der Wandersmann“ (Bruno Cassirer Verlag, Berlin) umeinander bewegt werden. Aber es wäre sehr verkehrt, von der Kleinheit, Winlichkeit, Abgeschlossenheit des Milieus auf einen ähnlichen Charakter der Darstellung schließen zu wollen; das Schicksal dieses Buchbinders, der zielbewußt und tatkräftig vom Fremdling zum angesehenen Gemeindeglied sich emporgearbeitet, aber trotz äußeren Glückes den inneren Frieden nicht finden kann und, als er ihm endlich winkt, aufhört, zu sein; dieses Leben eines einfachen Menschen unter einfachen Verhältnissen ist keineswegs in derjenigen Perspektive literarisch aufgenommen worden, in der es feinesgleichen sehen würde. Mit erstaunlicher Objektivität ist die Entwicklung dieses Charakters nachgebildet, wie er infolge der Unzulänglichkeit seiner Anschauungen, seinem Mangel an Weltkenntnis und seiner abstoßenden Selbstgerechtigkeit nicht dahin gelangt, Liebe zu erwerben, trotz aller Sehnsucht immer wieder erleben muß, daß er nicht der Mann ist, bei allem Fleiß, aller Ehrlichkeit nicht der Mann ist, Herzen an sich zu fesseln, daß es nicht genügt, Pflicht und Recht zu tun, um den Kreis des eigenen Lebens fruchtbar zu erweitern. Dieses Geschick hat Enking, der es ja vorzüglich versteht, über kleinen Schicksalen vermittels künstlerischer Gestaltung das Licht einer erhebenden Lebensansicht scheinen zu lassen, ausführlich beschrieben, in einem eigenen, warmen Tone, der bald gefangen nimmt und dann nicht mehr los läßt; ein bedächtiger Schilderer spricht in diesem Roman, dem es darum, weil er auch die Frucht eines reifen, sehr deutsch gearteten Geistes ist, an breiterer Wirkung nicht fehlen dürfte. Auf nicht weniger selbständigen Wegen befindet sich die nicht weniger eigenmächtig getretene, mutige und gewiß temperamentvollere Begabung von Hans Olden. In zwei Novellen „Das Frühstück auf Blue Island“ und „Ein ekelhafter Kerl“ (Georg Müller Verlag, München) beweist er eine unbefangene Art, dem Leben, der Realität zuzuschauen und ihr in der Wiedergabe nahe zu bleiben, ohne doch, trotz mancher Kühnheit, allzu extrem dabei zu werden. Ungewöhnliche und zugleich alltägliche Schicksale sind es, mit denen der Autor sich befaßt, ein adeliger Kellner, der in seiner amerikanischen Stellung eine psychologisch merkwürdige Begabung mit seiner Schwester hat, und ein studierter Buchhändler, der vielmehr, eine Schülergeschichte, die besonders lebenswarm ist, eine Darstellung der Leidenschaft, von welcher jugendliche Massen ergriffen werden können, des Eigenlebens, das in der Atmosphäre der höheren Schule, wirklichkeitsfremden Umständen zum Trost, da ist und eines Tages heftig emporlodert. Durchaus impressionistisch gehalten, eignet diesen beiden Geschichten ein höchst lebendiger Anreiz, der auf eine starke Besonderheit der schöpferischen Individualität zurückzuführen ist und gestattet, auf den Namen Hans Olden weiterhin bestimmte Hoffnungen zu setzen.

Nach diesen mehr oder minder bekannten und anerkannten Erzählern soll noch kurz die Probe einer bislang noch nicht herorgetretenen Begabung, gewürdigt werden, eines epischen Talentes, das sich in seinem vorliegenden Erzeugnis sehr hoffnungsvoll ausnimmt und zweifellos in demselben Maße wie die vorgenannten Werke dartut, daß die Kunst der Erzählung in Deutschland noch immer im Fortschreiten begriffen ist. In „Arnold Lohrs Zigeunerfahrt“ (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.), gibt Heinrich Ernst Kromer einen bilderreichen Abschnitt aus dem Dasein eines ungebärdigen jungen Mannes wieder, der, im Zwange seiner Sehnsucht nach dem freien Leben, der väterlichen Zucht entrinnt und nach wechselvollem Umhertreiben und manderlei Erfahrung zu ihr zurückkehrt. Obwohl hier eine gewisse Behaglichkeit der Schilderung zu merken ist, wirkt vor allem die ursprüngliche, schöpferische Lust zum Erzählen, wirkt das ganze Gewebe und das Erlebnis dessen, der es genießend betrachtet. Der Blick des Dichters ist hier sehr auf das Tatsächliche gerichtet, beinahe ängstlich vermeidet er Schweißungen ins Psychologische; die Schärfe der Beobachtung wird hauptsächlich auf die Kontur der Begebenheiten, die Art, wie das innere Geschehen in den Situationen zum Ausbruch kommt, eingestellt, und immer wieder ist es das Bildliche, was auf den Leser Eindruck macht, wie es sich ja auch in dem Felden, der selbst erzählt, um einen jungen Maler handelt. Es tut nichts zur Sache, daß die Schicksalsgestaltung zuweilen etwas naiv ist, daß die Handelnden, bei allem Fleiß und Blut, etwas willkürlich, so wie Marioletten ein wenig, bewegt werden, welcher Gegensatz aber vielleicht auf einen unbewußt höheren Sinn des Buches deutet. Jedenfalls ist es ungemein fesselnd, weil es auch kräftig wie die Wirklichkeit ist, und wird daher jeden, der es liest, nicht minder zu bereichern vermögen als es durch jene Äußerungen schon bekannter Dichter geschieht.

Die Momochidori des Kitagawa Utamaro. Nach den besten Originalen von japanischen Künstlern nachgeschnitten auf Veranlassung der Firma Metz & Co., Berlin, eingeleitet, verdeutscht

und erklärt von Dr. Julius Kurth. — Bekanntlich hat Japan im Farbenholzschnitt Bewundernswertes geleistet. Obenan stehen die drei Bücher Utamaros: „Gastgeschenke der Ebbe“ (das bekannte Muschelbuch), „Ausgewählte Insekten“ und die „Hunderttausendvögel“ (die hundert Schreier). Gerade diese Werke vermögen eine Brücke zu schlagen zwischen der japanischen und unserer Auffassung. Aber gerade diese Werke gehören ebenso zu denen, welche in einem guten Exemplar auch nur zu sehen, geschweige denn zu besitzen, nur wenigen möglich war. Um so lebhafter ist es zu begrüßen, daß die Berliner Firma Metz & Co. in Gemeinschaft mit dem Utamaro-Kenner, Herrn Dr. J. Kurth, es unternommen hat, die sogenannten „Hundert Schreier“ Utamaros in einem Kassimilebdruck weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Es ist eine gewaltige Arbeit, die in diesem Nachdruck steckt. Die Kopien sind in Japan angefertigt, und ehe die einzelnen zarten Töne von den dortigen Druckern getroffen wurden, war ein stetes Korrigieren und Hin- und Hergehen nötig. Dafür ist das Werk aber auch in hervorragender Weise gelungen. Mit welcher Feinheit, und man möchte fast sagen, verschwenderischer Liebe die Bilder ausgeführt sind, zeigt schon, daß über 300 Platten angewandt wurden. Sie dürften deshalb in der modernen Reproduktionskunst wohl einzig dastehen. Der Eindruck der Bilder ist aber auch hervorragend schön. Jedem Doppeltitel sind im Original zwei fünfzeilige Gedichte (Kwaka) hinzugefügt. Dr. Kurth hat gut übersehen. Der Preis des schönen, nur in beschränkter Anzahl hergestellten Werkes ist verhältnismäßig niedrig; er beträgt 36 Mark.

DBK. *Schöne Schrift.* Wenn wir die Handschrift unserer Zeitgenossen mit der unserer Großväter und Urgroßväter vergleichen, fällt uns auf, daß die Buchstabenformen jetzt flüssiger und gefälliger gebildet werden. Unschwer läßt sich auch erkennen, daß die Formen mühseliger und schneller entstanden sind. Dies ist an und für sich kein Fehler, doch hat diese Umwandlung der Verkehrschrift auch manchen Nachteil im Gefolge gehabt. Die Schrift ist nicht nur flüssiger, handgerechter, sondern leider nur zu oft auch flüchtiger, wenn man sie nicht gar *lieberlich* nennen will. Wie oft erhält man eine Karte, einen Brief, dessen Worte kaum zu entziffern sind! Wer mit Ausländern brieflich zu verkehren hat, wird ein Lied davon singen und bestätigen können, welche Schwierigkeiten ein solcher Briefwechsel verursacht. Und diese rätselhaften Aufschriften rühren nicht etwa von Leuten her, die den Analphabeten nahestehe. Meistens kommen sie gerade von Personen, die man im übrigen zu den Gebildeten im Volke zählt. Ist dies nicht sonderbar? — Vielfach wird man die unserer Zeit eigene Eile als berechtigten Entschuldigungsgrund gelten lassen können. In den meisten Fällen jedoch handelt es sich lediglich um einen Mangel an Energie. Viele können überhaupt nicht mehr anständig schreiben, weil sie gar nicht den Versuch machen, es zu wollen. Diese Mißachtung der Schrift, die neben der Sprache das am häufigsten angewendete und unschätzbare Ausdrucksmittel ist, läßt auf einen bedenklichen Mangel ästhetischen Empfindens schließen. Es ist eine wenig erfreuliche Tatsache, daß diese geringe Wertschätzung einer gut leserlichen Schrift bereits in den Schulen, besonders in den höheren, in Erscheinung tritt und geduldet wird. Schon das Äußere der Feste — von dem Inhalte wollen wir gar nicht reden — zeigt, welcher Wandel eingetreten ist. Galt es vor 25 Jahren noch als selbstverständlich, daß Titel und Überschrift in einer sorgfältigen, zum mindesten schon gewollten Schrift geschrieben waren, findet man heute nur noch ab und zu vereinzelte erfreuliche Ausnahmen. Man soll nicht zu weit gehen und fordern, daß jeder Mensch wie ein Schreiber von Beruf eine Kunstschrift malen kann, irgendeine dekorative Form der Schrift sollte aber jeder beherrschen. Dazu gehört außer einiger Übung nur ein gewisses Maß von Energie. Schule und Haus müssen vereint darauf achten und mit unerbittlicher Strenge fordern, daß unsere Jugend in gewissen Fällen die nötige Sorgfalt aufwendet. Gelingt der Versuch nicht sogleich, wird ein zweiter oder dritter besser ausfallen, und zeigt sich ein Mangel an gutem Willen, wird die mit eiserner Festigkeit geforderte, im Bedarfsfalle mehrfache Abschrift bald Wandel schaffen. Welche Schriftform der einzelne wählt, um in bestimmten Fällen eindrucksvoller, feierlicher oder dekorativer zu wirken, ist ganz gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß unser Volk sich wieder freuen lerne an einer schönen Schrift, wie es vor hundert Jahren war, als man die Stammbuchblätter unter Freunden und Bekannten austauschte. Wir leben in einer Zeit, in der der Wert einer künstlerischen Schrift wieder entsprechend eingeschätzt wird. In Tagesblättern und besseren Zeitschriften, auf Titelblättern und Plakaten, auf Firmenschildern und Warenpackungen findet der aufmerksame Beobachter an Stelle der aus Letztern zusammengesetzten jetzt vielfach geschriebene Worte. Eine dieser Typen wähle man sich als Vorbild und versuche es, die Buchstaben der eigenen Handschrift so umzugestalten, daß sie ebenso erfreulich wirken wie bei dem gewählten Vorbild. Man beachte dabei, daß Schrift geschrieben, nicht gemalt werden darf. Auch starke Striche müssen auf einen Zug entstehen. Dazu sind unsere gewöhnlichen spitzen Stahlfedern freilich nicht brauchbar; aber die Industrie hat Werkzeuge in den Handel gebracht, unter denen jeder eines finden kann, das für seine Hand paßt.

K. Elhner.

